

Exkurs zu Röm. 10, 6-11: Das nahe Gebot in 5. Mose 30, 11-14

11 Dieses Gebot, das ich dir heute gebe, ist nicht zu schwer für dich und nicht zu fern. 12 Es ist nicht im Himmel, so dass du sagen müsstest: Wer steigt für uns in den Himmel hinauf und holt es uns und verkündet es uns, damit wir danach handeln können? 13 Es ist auch nicht jenseits des Meeres, so dass du sagen müsstest: Wer fährt für uns über das Meer und holt es uns und verkündet es uns, damit wir danach handeln können? 14 Sondern nahe ist dir das Wort, in deinem Mund und in deinem Herzen, so dass du danach handeln kannst.

Im Kloster Kappel lebt still und zurückgezogen die Dichterin Helene Aeschbacher-Sinecka. „spiegel der tiefe“ heissen die folgenden von ihr verfassten Zeilen:

*die tiefen des meeres
die tiefen der seele
die tiefen des himmels*

*unzählige lichtjahre
bis das licht
uns erreicht*

*der fernste stern
auf dem grund
der dunkelheit*

*dort
ist
die heimat*

Helene Aeschbacher ist ursprünglich Tschechin. Das Gedicht spiegelt die Sehnsucht einer Emigrantin nach ihrer Heimat. Zugleich spiegelt es die grundmenschliche Sehnsucht nach einer Heimat, die nicht identisch ist mit dem Land der Geburt. Nach der ewigen, der unvergänglichen, der himmlischen Heimat.

Diese Heimat ist gemäss dem Gedicht weit weg. Sie findet sich auf dem fernsten Stern. Sie verliert sich in der Dunkelheit der Meerestiefen, Seelentiefen, Himmelstiefen.

Das Gefühl, fremd in der Welt zu sein, fremd sogar im eigenen Heimatland, verloren irgendwo im Universum und unbehaust – dieses Gefühl gehört wohl zum menschlichen Dasein. Auch wer mit beiden Füßen am Boden steht, gut geerdet, verankert, gemittet – sogar der ist nicht davor gefeit, dass ihn in nachdenklichen Stunden die Ahnung von etwas Fremdem und Fernem beschleicht.

Und so soll es sein. Diese Ahnung vom Ganz Anderen gehört zu unserem menschlichen Wesen. Unser menschliches Bewusstsein hat die Gabe, sich über sich hinaus zu dehnen, zu denken, zu sehnen. Immer gibt es mehr als das Vorhandene.

Das war immer schon so. Die Menschen des Alten Testaments kannten keine Raketen, die sie ins Universum katapultierten. Keine Flugzeuge, mit denen man übers Meer fliegt. Und doch sind Vorstellungen vorhanden vom Aufstieg in den Himmel, vom Überqueren des Ozeans. Unsere heutige Lesung, die vermutlich im 7. Jahrhundert vor Christus geschrieben wurde, nimmt solche Vorstellungen auf: „Wer steigt für uns in den Himmel hinauf? Wer fährt für uns über das Meer?“

Diese Reisen sind im übertragenen Sinn zu verstehen. Es sind spirituelle Reisen, Reisen der Seele. Reisen, die uns an die Grenze des menschlichen Bewusstseins führen. Religion hat immer diesen Aspekt, dass sie das Bewusstsein erweitert. Deshalb steigen die Menschen auf Berge, ziehen sich in Wüsten und Höhlen zurück, deshalb fasten und tanzen und singen sie.

Immer geht es darum, aus dem Vordergründigen, Oberflächlichen hinauszutreten in einen grösseren Zusammenhang. Ekstase ist das griechische Wort für diesen Vorgang – Ekstase, was auf deutsch nichts anderes als dies bedeutet: Hinaustreten.

Unsere heutige Lesung jedoch sagt, dieses Hinaustreten, die Ekstase sei gar nicht nötig. „Es“ ist nicht im Himmel, sagt sie, „es“ ist auch nicht jenseits des Meeres. „Es“ ist hier, nah bei dir, in deinem Mund, in deinem Herzen. Wenn man das so hört, „es“ ist in deinem Mund, in deinem Herzen, dann hat man den Eindruck, dieses „Es“ sei unser Atem und unser Blut. Jedenfalls muss „es“ etwas sein, was uns bei jedem Atemzug begleitet und was uns gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Ist „es“ Gott, der uns so nahe ist? Kürzlich stellte ich Beni Nüssli, einem unserer Konfirmanden, die Frage, was das sei, Gott. Seine Antwort – sie wird in einem der nächsten lokalen Kirchenboten nachzulesen sein – lautete: „Gott ist etwas Helles, das immer leuchtet, auch wenn's dunkel ist. Man spürt's nicht, aber es ist trotzdem da. Es ist fast wie Luft.“

Die Antwort des Konfirmanden passt zur Lesung: Gott ist das Licht im Herzen, die Luft in meinem Mund, ganz nah, ganz nah. Die Antwort passt auch zu jener, die einst ein jüdischer Rabbi auf dieselbe Frage gab: „Was ist das, Gott?“

„Frage und Antwort“ heisst die Anekdote, die der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber in seinen chassidischen Geschichten überliefert:

Der Raw sprach einen Schüler, der eben bei ihm eintrat, so an: "Mosche, was ist das, "Gott"?"

Der Schüler schwieg.

Der Raw fragte zum zweiten- und zum drittenmal: "Warum schweigst du?"

"Weil ich es nicht weiß."

"Weiß ich's denn?" sprach der Raw. "Aber ich muss sagen, denn so ist es, dass ich es sagen muss: Er ist deutlich da, und außer Ihm ist nichts deutlich da, und das ist Er."

Gemäss dieser Anekdote ist „es“ Gott, der uns nahe ist, nahe den Herzen, nahe dem Mund. So gesehen brauchen wir nicht irgendwo hin zu gehen, um Gott zu suchen. Wir brauchen ihn gar nicht zu suchen. Er ist da, nicht nur in den Gipfelerfahrungen des Lebens, sondern auch in den einfachen Rhythmen und banalen Verrichtungen des Alltags.

Zwischen den Kochtöpfen sei der Herr zugegen, sagte einst die spanische Mystikerin Theresa von Avila zu ihren Nonnen. Diese waren enttäuscht, dass sie keine Zeit fürs Gebet hatten vor lauter äusserer Tätigkeit. Theresa, mit dem ihr eigenen Humor, tröstete sie:

„Also, meine Töchter, es gibt keinen Grund zum Traurigsein; wenn auch der Gehorsam intensive äussere Tätigkeit abverlangt, dann wisst, dass, falls es sich um die Küche handelt, der Herr auch zwischen den Kochtöpfen zugegen ist und uns bei unseren inneren und äusseren Tätigkeiten hilft.“

„Gott ist gegenwärtig“ – jetzt im Gottesdienst und zuhause zwischen den Kochtöpfen. So weit, so gut. Doch in unserer Lesung heisst es noch anders, noch präziser: Es ist nicht einfach Gott, der uns nahe ist, sondern Gottes Gebot.

Paulus nimmt an dieser Stelle eine charakteristische Änderung am Text vor – nicht das Gebot, sondern Christus ist uns nahe, wenn es nach ihm geht. Doch hier, im ursprünglichen Text des Alten Testaments, ist nicht von Christus die Rede, sondern vom Gebot. Mit „diesem Gebot“ ist nicht irgendein besonderes Spezialgebot gemeint, sondern das Ganze der Gebote, das ganze Gesetz, die Thora.

Wenn man das wörtlich versteht, wirkt es reichlich absurd. Wer Zeit hat, soll sich einmal durch das 3. Buch Mose schlagen, den Levitikus. Viele der Gebote, die man da findet, erscheinen zumindest aus heutiger Sicht ziemlich seltsam.

So soll es verboten sein, Kleider zu tragen, die aus zwei verschiedenen Fasern, also z.B. Baumwolle und

Polyester, hergestellt sind. (Lev. 19, 19) Männer sollen sich ihre Bart- und Schläfenhaare nicht schneiden lassen (19, 27), und man darf keinen Hummer noch Hasen essen, weil die einen keine Flossen noch Schuppen haben und die anderen keine gespaltenen Klauen (11, 6.10).

Und so weiter. Man könnte diese komische Liste beliebig verlängern und die Gebote Gottes nach Lust und Laune ins Lächerliche ziehen. Doch darum geht es nicht.

Jesus ist nicht der einzige Jude, der gesagt hat, das ganze Gesetz sei im Doppelgebot der Liebe zusammengefasst: Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. „An diesen zwei Geboten“, sagt Jesus, „hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“ (Mt. 22, 40) „Grösser als diese ist kein anderes Gebot.“ (Mk. 12, 31)

Liebe Gott! Liebe deinen Nächsten! – in dieser Klarheit und Einfachheit sei uns das Gebot nah, ganz nah, so dass wir danach handeln können, behauptet unsere Lesung. Paulus, das zeigt sich bei unserer fortlaufenden Lektüre des Römerbriefs immer wieder, hat ein komplexes, kompliziertes Verhältnis zum Gebot. Seiner Meinung nach können wir daran nur scheitern. Im Scheitern erfahren wir die bedingungslose Gnade.

Unsere heutige Lesung sieht das anders. Sie hat eine einfachere, klarere Sicht der Dinge. Das Gebot ist nicht da, um daran zu scheitern, sondern um sich daran zu halten. Es ist nicht da, um uns einzuzwängen, sondern um dem Leben eine Richtung zu geben, in der Kraft und Schönheit, Freude und Mitgefühl wachsen können.

Der Jesuitenpater und Zen-Lehrer Niklaus Brantschen definiert Tugend als „die durch Übung gewonnene Leichtigkeit, das Gute zu tun und es gern zu tun.“ So verstandene Tugend zu erlangen, das ist das Ziel des Gebots, ohne Zerknirschung, Zwang und Selbstquälerei, einfach ehrlich und vielleicht tatsächlich mit einer gewissen Disziplin.

Mir hat ein jemand aus unserer Gemeinde aus der Zeit berichtet, wo er sich von seiner Alkoholsucht befreite – mit der Erlaubnis, die Erfahrung weiter zu erzählen. Jedes Mal, wenn er in die Nähe des Denner kam, betete er zu Gott, er möge die Kraft bekommen, vorbei und nicht in den Laden hinein zu gehen. Und wenn ihm das gelungen war, dann dankte er Gott dafür. Und mit der Zeit wurde es leichter.

Das Gebot verinnerlichte sich gleichsam. Die Tugend festigte sich, „die durch Übung gewonnene Leichtigkeit, das Gute zu tun und es gern zu tun“. Ohne transzendente Meditation, ohne Trip übers Meer, ohne himmelhoch jauchzende Ekstase – recht nüchtern mit einem selbstaufgelegten Gebot hat hier das Leben über den Tod gesiegt. Naheliegend, eigentlich.

Sonntag, 27. April 2008
Andreas Fischer